

dem Sinne aufgenommen werden kann, in dem es gegeben ist.

Zum Verständnis von *Otto Küsters Vortrag über die Hoffnung* nun darf und muß wohl festgehalten werden, daß er zunächst einmal zur Antwort auf die Frage nach dem geretteten Menschen beiträgt und diesen Menschen in einem ganz weiten Sinne als den Hoffenden bestimmt. Wie sehr sich Küster darin mit heutiger medizinischer Anthropologie einig findet, ist der Studie 'Über die Hoffnung' zu entnehmen, die der Direktor der Heidelberger Medizinischen Universitätsklinik, Prof. H. Plügge, unter dem Titel 'Situation', Beiträge zur phänomenologischen Psychologie (Verlag Spectrum, Utrecht und Antwerpen, 1953) veröffentlicht hat und 'die echte Hoffnung' — zum Unterschied von bloßer Illusion — als 'die in der menschlichen Natur vorgebildete ... Vorform der christlichen Hoffnung' definiert und an Beispielen erweist.

Wenn Küster und Plügge nun feststellen, daß der Mensch gerade der Hoffnung — wie rudimentär sie auch sei — notwendig zu seiner Rettung bedarf, so stimmen beide genau mit dem neutestamentlichen Hebräerbrief (11, 6) wie auch mit der alttestamentlichen und talmudischen Tradition überein, auf die Franz Rosenzweig anspielt, wo er — unter Umkehrung von Dantes Höllen-Aufschrift — gegenüber Eugen Rosenstock als überlieferungsbewußter Jude, von der ersten Erlösung für seinesgleichen bekennt ... eines Tages (Hab 2, 4, — denn er ist beides der Halsstarrige und der Gerechte in einer Person) wird er sie finden: lasciava ogni cosa, außer einer "der speranza. Vor Gottes Stuhl wird der Jude, so heißt es *nur dies eine* gefragt: "Hast du auf das Heil gehofft?" (Briefe, S. 693).

Von da aus wird nun wohl auch der katholische Leser verstehen können, daß es keinen 'Relativismus' oder 'Indifferentismus' zu bedeuten braucht, wenn Küster ausdrücklich proklamiert, er wünsche die von ihm unterschiedenen 'Glaubensstände' (den philosophischen, den jüdischen den katholischen und seinen eigenen evangelischen Glauben) alle *insoweit* zu relativieren¹, als sie dem Nächsten *bei Gefahr* des Heilsverlusts seine Hoffensweise zugunsten ihrer eignen untersagen wollen. Es ist ja ausdrückliche katholische Lehre (zum Unterschied etwa von der calvinistischen) daß auch alle die gerettet werden können, die an unüberwindlicher Erkenntnisunfähigkeit gegenüber unsrer allerheiligsten Religion zu tragen haben² (qui invincibili circa sanctissimam nostram religionem *ignorantia* laborant, Denzinger 1677); und was Küster über die heutigen Modalitäten der 'Erkenntnisunfähigkeit' sagt ist wahrlich eindrucksvoll genug, um an jenen Leserbrief im Christlichen Sonntag³ vor ein paar Jahren zu erinnern, der darauf aufmerksam machte, daß nach Matth 25, 37 ff. die Geretteten beim Gericht keineswegs notwendig Den gekannt zu haben brauchen, Dem sie Gutes taten in Seinen geringsten Brüdern.

Daß Küster selbst in Glaubensdingen zu denen gehört, die er "für ihre Person absolut entschiedene Menschen" nennt, dürfte klar werden — und ihm mit zu der unbefangenen Sicht und Würdigung anderer Glaubensstände geholfen haben, gerade auch des unsrer⁴.

Als besonders glückliche Fügung erschien es den Herausgebern, daß ihnen als dokumentarisches Zeugnis für das, was Küster gerade über die jüdische Art des Hoffens sagt, *"Die Hoffnung Israels"* von Prof. Dr. H. Bergmann zugeht, die an zweiter Stelle abgedruckt ist.

An dritter folgt ein Gespräch mit dem unsern Lesern schon aus manchem Rundbriefbeitrag bekannten Jerusalemer Laien-Theologen *Schalom Ben-Chorin* über sein Werk *Die Antwort des Jona*⁵.

Hier wird nicht so sehr — wie bei Küster — nach der Haltung des geretteten Menschen gefragt als vielmehr nach der

Offenbarung des rettenden Gottes: Wie versteht der Jude, wie der Christ, was uns Gott von Sich kundgetan hat?

Eben darum muß hier deutlicher als bei Küster auch das vorläufig noch Trennende zwischen uns in aller Nüchternheit von beiden Seiten ausgesprochen werden. Die Wahrheitsfrage stellt sich in ihrem vollen Ernst. Wir sind Brüder, aber noch sind wir getrennte Brüder. Nur das Gebet kann schon jetzt unsere Trennung überbrücken, in welchem wir füreinander eintreten.

So ist sinngemäß der vierte und letzte Beitrag, den wir bringen, der Text des gemeinsamen *Gebets*, das regelmäßig von der *Ökumenischen Marienschwesternschaft* in Darmstadt gebetet zu werden pflegt und in dem sicherlich auch der katholische und der jüdische Leser viele oder wenigstens manche Töne angeschlagen finden wird, in die er eintimmen kann.

K. Th.

a) Über die Hoffnung

Vortrag gehalten von Rechtsanwalt Otto Küster, Stuttgart¹

Über die Hoffnung war in Deutschland in diesen Jahren manches aus Büchern zu lernen. Josef Pieper hat uns 1949 in einem schmalen, inhaltsreichen Band das Lehrgut der noch ungeteilten abendländischen Kirche, die sogenannte zweite theologische Tugend betreffend, vermittelt, aus Thomas von Aquino schöpfend, der *De spe* geschrieben hat; so hat auch Pieper seine Arbeit einfach genannt: Über die Hoffnung. Dann kam 1952 hier in Frankfurt auf deutsch heraus die großartige theologische Dichtung des im ersten Weltkrieg gefallenen Franzosen Charles Péguy, mit dem vereinfachten deutschen Titel: Das Mysterium der Hoffnung; der Dichter selbst hatte nur einen Portikus, un porche, errichten wollen und überdies seinen Landsleuten noch die theologische Bildung zugetraut, daß sie seinen Titel verstünden: Le Porche du mystère de la Deuxième Vertu. Aus Péguy's Langversen — aber sie sind lang wie die Flügel der Libelle — wob sich vor uns wieder das Bild der drei Tugenden, der drei Schwestern: Glaube, ein treues Eheweib; Liebe, eine Mutter oder eine ältere Schwester, die wie eine Mutter ist, und inmitten, fast übersehen von dem Christenvolk, aber, sieht man näher hin, die beiden Schwestern mit fortziehend, die dritte: „dieses kleine Mädchen Hoffnung“. Fast ungern wende ich meinen und Ihren Blick von dem Anblick ab, um noch auf den erst kürzlich erschienenen, der wissenschaftlichen Philosophie zugehörigen Versuch Otto Friedrich Bollnows hinzuweisen, in seinem Buch „Neue Geborgenheit“ den unbehausten Existenzialismus zu überwinden, indem er den Menschen, statt ihn in die Angst zu werfen, auf die Hoffnung bettet. Ich will keine Stellung dazu nehmen, ob das gelingen konnte; doch glaube ich, daß von all solchen helleren Philosophien die einzigartige Erschließungskraft der Angst unterschätzt wird.

Gewiß aber mußte eine Philosophie des Existierens auf die Hoffnung stoßen. Im heutigen Philosophieren fragt der Mensch unabhinglich nach sich selbst. Er will wissen, was er ist, und seinen eigenen Anteil an dem, was er ist. Offenbar hat er ja selbst ursächlichen Anteil an dem, was er ist, wenn wir auch um den Ausdruck für diese Bewandnis noch immer etwas verlegen sind. Daß der Mensch das Wesen sei, das sich bilde, dieser klassische Ausdruck hat nicht nachhaltig die Grundbewandnis bezeichnen können. Daß der Mensch das Wesen sei, das sich macht, diese Formulierung unserer Zeit kann sich zwar nicht abnutzen wie der Ausdruck: sich bilden; aber wegen der Anmaßung, die sie enthält, befriedigt sie nicht. Aber einstweilen kann man auf deutsch die Grundbewandnis für jeden Hilfsarbeiter verständlich damit ausdrücken, daß der Mensch das Wesen sei, das sich einstellt.

Von einer Grundeinstellung redet, wer von der Hoffnung redet. Lassen Sie mich zunächst eine Vororientierung geben.

¹ Nur ein beiläufiger Tatsachen-Irrtum ist zu berichtigen: Es wäre (S. 18) einzusetzen: Henri Bergson, wo Küster Simone Weil nennt; über diese vgl. unten S. 63¹

¹ in der Ges. für christl.-jüd. Zusammenarbeit Frankfurt/Main am 3.12.1955.

Hoffnung und Hoffnungen

Es ist nicht ganz einfach, zu bestimmen, mit welchem Recht von der Hoffnung in der Einzahl die Rede sein kann. Wir kennen zunächst einmal eine Vielzahl und Vielfalt von Hoffnungen und Weisen des Hoffens, törichte und klügere, kleinliche und grandiose, selbstbezogene und universelle. Ein Allgemeinbegriff Hoffnung, aus all dem gezogen, dürfte kaum höheres Interesse verdienen. Wer schledthin vom Hoffen redet und hören will, meint etwas anderes: ein letztes, unbedingtes Hoffen. Sollen wir einfach sagen: ein Hoffen, das die Hoffnungen hinter sich gelassen hat? Das gibt es wohl; welcher junge Mensch, der vernimmt: *nec spe nec metu*, würde von der grandiosen Devise der Stoa nicht angerührt? Und eines der Spruchbücher des alten Gottesvolks nannte es ein elend Ding um des Menschen Leben, daß da immer sei Furcht und Hoffnung. „Und wenn er aufwacht und sieht, daß er sicher ist, ist er wunderfroh, daß die Furcht nichts gewesen ist. Solches widerfährt *allem* Fleisch, aber den Gottlosen siebenmal mehr.“ Offenbar waren diese Spruchbildner, die lieber genau als grandios formulierten, der Meinung, daß der Fromme sich in der Tat vieler Hoffnungen entledige, daß er sich aber doch nicht aller entledige. Nicht alle, sondern die Hoffnungen der Heuchler vergleicht das Hiobbuch den Spinnweben. Vielleicht werden wir dem Wesen der Hoffnung am ehesten gerecht, wenn wir es vollendet sehen in einem Hoffen, das die Hoffnungen hinter sich lassen *könnte*. Denn die wesentliche Scheidelinie verläuft nicht zwischen den Hoffnungen und der Hoffnung. Vielmehr gehören zum Geschlecht der absoluten Hoffnung eine Vielzahl einzelner Hoffnungen. Unter diesen sind eine Anzahl, die der absoluten Hoffnung an Rang gleichstehen; sie können um nichts mehr als diese endgültig und in jedem Sinn zuschanden werden. Die Theologie nennt ihren Gegenstand Verheißungen. Die übrige Menge derjenigen Hoffnungen, die vom Geschlecht der absoluten Hoffnung sind, mögen als redliche Hoffnungen für heute ausreichend bezeichnet sein. Daß sie redliche Hoffnungen waren, wird nicht dadurch widerlegt, daß sie endgültig in keinem Sinn in Erfüllung gehen.

Hoffen dürfen und hoffen sollen

Und noch ein zweiter Punkt zur Vororientierung. Hoffen ist zunächst etwas, was wir *dürfen*. Es ist in Ordnung, daß Kant die vierte der philosophischen Hauptfragen formuliert hat: Was dürfen wir hoffen? Indessen ist uns darüber hinaus das Hoffen geradezu zugemutet; es ist eine Tugend, deren Ausübung wir nicht ohne Verstoß unterlassen können. Dies gilt ohne weiteres und für jeden von der absoluten Hoffnung. Soweit sich ferner eine Hoffnung auf Verheißung gründet, kann sie der Empfänger nicht ohne Verstoß, statt sie zu hegen, von sich werfen. Aber offenbar ist auch die Menge der bloß redlichen Hoffnungen so beschaffen, daß wir sie nicht nur hegen dürfen, sondern hegen sollen.

Diese Vororientierung enthielt natürlich alles andere als bloß aufzudeckende Selbstverständlichkeiten. Doch erschien sie mir sachgemäß, wo die Hörer zur denkenden Zusammenarbeit gewillte Christen und Juden sind, die als Christen und als Juden nicht ohne Begriffe, nicht ohne hochermächtigte Begriffe von der Sache der Hoffnung hierhergekommen sind.

Es sind diese Begriffe und zugehörigen Sätze, die mich auf die eigentliche Frage des heutigen Abends gebracht haben: die Frage, wie wir über das, was als die absolute Hoffnung des Menschen erfahren, begriffen und gepredigt wird, im Ernst zu denken haben, und namentlich, wie wir die Unterschiedlichkeit dieses Erfahrens, Begreifens und Predigens im Ernst einzuschätzen haben. Ich beschränke mich dabei auf unseren Umkreis; er bietet Denkarbeit genug.

Es waren Sätze über die Hoffnung Israels, die einstmals die Juden und ihre christusgläubige Sekte auseinandergetrieben

haben. Die Tötung Christi hätte dies nicht bewirkt: auch dieses getöteten Propheten Grab hätten Reue und Einsicht schließlich gebaut, und ein Buch der alten Bibel hätte nach ihm geheißt. Den zerstemmenden Keil schuf historisch erst Paulus mit jenen Sätzen, deren vorgegebenes Prädikat die Hoffnung Israels und ihre Synonyma waren und deren exklusives Subjekt Jesus von Nazareth. Wegen der Exklusivität dessen, was unsre Hoffnung sein müsse und allein sein dürfe, hat sich die Christenheit ihrerseits fort und fort veruneinigt und ist sie gerade jetzt im Begriff, einen fast schon geschlossenen Spalt neu aufzureißen. So bewegend das ist, tiefer bewegt noch der Anblick einer anderen Kluft.

Die nicht hören können

Es war immer schon, seitdem einem geschichtlichen Menschen exklusive Heilsbedeutung zugesprochen war, eine dunkle Frage, wie das Geschick derer zu begreifen sei, die von diesem Menschen nichts gehört haben. Denn der Glaube, sagt Paulus schlicht, kommt aus der Predigt. In unserer Zeit hat sich die Frage nach den Mitmenschen, denen Jesus Christus nie gepredigt wurde, verschärft. Zwar Eisenerne Vorhänge, hinter denen von diesem Namen nichts verlautete, gab es zu jeder Zeit. Auf die Frage, die dieser Sachverhalt stellt, hat die Christenheit immer auch noch andre Antworten gefunden als die, es sei Gottes heilige Wahl, daß viele zum Heil nicht einmal berufen werden. Aber hinter den Eisernen Vorhängen unsrer Zeit zeigt sich ein viel verwirrenderes Bild. Sehr wohl erfährt man dort von Jesus Christus, und in der jeweils ersten Generation lassen Märtyrer viele aufhorden, auch wenn nicht klar wird, wofür sie leiden. Aber bald wandelt sich das Bild, und wir tun gut, mit langen Zeiten zu rechnen, wo man dort zwar auch weiterhin von Christus erfahren wird, wo man aber aus dem Mund derer, die die Zukunft für sich haben, von ihm erfährt als von der Verkörperung des Alten und Abgestandenen, und wo das, was es an Christentum dort geben wird, so angepaßt und beeilt ist mitzukommen, daß es bekräftigt, was darüber gesagt wird. Wir tun gut, mit langen Zeiten und weiten Gebieten zu rechnen, in denen Christi Name wohl verlautet, aber für ein unverbindliches Ohr nichts anderes bezeichnet als die Zentralfigur eines, dazu noch machtkonformen, Aberglaubens. Aber auch dieser Anblick ist noch nicht der, der am meisten bedrückt.

Denn es gibt Vorhänge, wirksamer als die Eisernen, mitten in unserer Welt, obschon es dem Stoff nach nur atmosphärische Vorhänge sind. Auch mitten unter uns, wo keine andere Macht damit verführt, daß die Zukunftskräfte in sie eingeströmt sind, wo auch keine christliche Formation zu angstvoller Beelung im Mitkommen Anlaß hat: gerade mitten unter uns und bei allem ehrlichen Betreiben unserer Religion ist es so, wie es Kardinal Suhard von Paris ausgesprochen hat: daß es viele gibt, denen niemals in ihrem Leben in Wort oder Handlung etwas begegnet ist, worin ihnen im Ernst Christus verkündet worden wäre. Wie sollen sie an den glauben, der ihnen nicht verkündet wird? Von dem aber um so mehr die Rede ist, von dem um so angestrenzter beteuert wird: er, er allein! —, bis daß gerade die, die Ohren haben zu hören, obschon sie fortfahren, ins Künftige und ins Verborgene zu lauschen, doch jedenfalls *diesen* Namen *nicht* mehr hören können. Gerade indem er gepredigt wird, wird auseinandergepredigt, was zuinnerst zusammengehört, hier ein junges gutgewachsenes, leidens- und tragfähiges Menschentum, und da die große Botschaft, in der es sich verstehen würde. Es ist ein Empfinden, als werde der Wipfeltrieb dessen, was werden will, durch verkehrte Pflege verdorben.

Vier Glaubensstände der Hoffenden

Nun aber, damit der Jammer dieses Anblicks nicht über uns zusammenschlage, tun wir gut, genau zu ermessen, wie groß der Schaden wirklich ist, den unsre zu Ende geredeten Sprachen und unsre erschöpften Gebärden anrichten — und bis wohin dieser Schaden dann trotz allem vielleicht doch nicht

reicht. Es ist heilsam, in dieser Lage in Abstand vom Gehäuse des eigenen Glaubensstands zu treten, um, alles schon Gewußte ignorierend, neu zu beobachten, wie es sich eigentlich mit Glaube und Hoffnung des Christen, nein des Menschen, verhält. Als ich selber so tat, als ich in Abstand trat von dem Gehäuse des eigenen *evangelischen Glaubensstandes*, nahm ich etwas wahr, was mir den Glaubensstand des Juden unerwartet interessant machte. Hier schien mir nämlich gegenüber der Gefahr, die die christliche Verkündigung unanbringlich zu machen droht, eine immune Form des Glaubens in Reserve zu stehen, ohne daß ihr selbst vom Unerläßlichen etwas abginge. Indem ich dies erwog, entfaltete sich mir der Fächer der Glaubensstände noch weiter. Unter dem Gesichtspunkt jener Immunität schob sich mir der katholische Glaubensstand ein zwischen den jüdischen und den eigenen evangelischen: bedrohter als der jüdische, weniger bedroht als der evangelische. Jenseits aber noch des jüdischen tat sich mir zudem ein Stand profanen, diffusen Glaubens und Hoffens auf, voll jungen Lebens: auch er noch sehr wohl als Glaubensstand zu bezeichnen, im Wesen noch von derselben Art wie die drei geprägten, als solche bekannten Glaubensstände; zwar wegen seiner diffusen Beschaffenheit praktisch hochgefährdet, aber unter meinem besonderen Gesichtspunkt wiederum durch eine Immunität ausgezeichnet, die die des jüdischen Glaubensstands noch übertrifft.

Mitten in solchen Betrachtungen las ich, daß *Martin Buber* die beiderlei Christen und die Juden beim gemeinsamen Namen genannt und sie angeredet habe als die Gemeinschaft der Messiasverehrer. Die besondere Kluft zwischen den beiden christlichen Glaubensständen brachte es mit sich, daß ich erst später erfuhr, *Buber* habe das gar nicht als erster getan, vielmehr sei ihm der *gegenwärtige Papst* vorgegangen mit dem Ruf zu Beginn des Heiligen Jahres 1950, dem er den Namen eines Jahres der Umkehr gab, jenem Ruf, dessen Wortlaut wieder anzuführen nicht überflüssig sein kann: „Allen denen, die den Messias verehren — ohne Ausschluß derer, welche ihn in aufrichtiger aber überflüssig gewordener Erwartung als in der Verkündung der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen verehren — öffnen Wir die Heilige Pforte.“ Unter dem Impuls dieser gewaltigen, das gespaltene Gottesvolk wieder zusammenrufenden Anrede sah ich alsdann abermals hinüber zu jenem vierten und äußersten Glaubensstand, jenem, den ich diffus und profan nannte, aber voll jungen Lebens; unabweislich appellierte nun auch dieser an die alte Adamskraft: und ich nannte sie alle vier zusammen versuchsweise bei mir die Gemeinschaft derer, die überhaupt hoffen. Versuchsweise tue ich das nun auch heute bei Ihnen, nicht gerade in der Öffentlichkeit, aber doch ohne Ausschluß der Öffentlichkeit.

Erst zwischen denen, die hoffen, und denen, die es nicht tun, gähnt die Kluft, von der Abraham zu dem reichen Mann spricht. Um das sagen zu können, muß man aber erst genau bestimmen, was Hoffen heißen soll.

Dabei soll uns nicht weiter aufhalten, daß Hoffen seiner Struktur nach auf Kommendes geht, und wenn auf schon Gekommenes, dann nur, insofern es noch nicht alles kam, oder insofern es wiederkommen soll, oder insofern die Bestätigung, daß es kam, erst noch kommen soll, oder schließlich insofern Entscheidung, was das war, das gekommen ist, erst noch kommen soll. Es ist klar, daß das kleine Mädchen nach vorn zieht. Lassen Sie mich das für heute als selbstverständlich betrachten, und zu einer ganz anderen Betrachtung ausholen, um zu ermitteln, was uns Hoffnung im absoluten, im Heilssinn heißt.

Das Existenz-Minimum an Hoffungsgehalt

Um zu erkennen, was ein Mensch wirklich über das Heil des Menschen und das zum Heil des Menschen Notwendige denkt, sind die meisten seiner Verlautbarungen, selbst wenn es kein offizieller Mensch ist, nicht brauchbar. Sogar wenn er

vertraulich von sich selber spricht, vermennt er allemal das Notwendige mit anderem. Aber es gibt eine Möglichkeit, zu beobachten, wie er wirklich denkt: wenn wir ihn beobachten in seiner Sorge um jemand, der ihn nahe angeht. Wenn wir wahrnehmen, was er mit wirklicher Sorge für diesen anderen erhofft und wovor ihm mit wirklicher, mit tödlicher Sorge für den anderen graut, dann wissen wir, wie dieser Sorgende wirklich über das Heil des Menschen und das zum Heil des Menschen Notwendige denkt.

Ich habe manchen getroffen, der sich redlich und mit Kummer, ja mit Gram, um den andern sorgte. Aber unter den Menschen, die ganz ernst zu nehmen mir möglich war, habe ich noch keinen getroffen, dessen Sorge um einen geliebten Nächsten wirklich so beschaffen gewesen wäre, daß sie tödliche Sorge darum gewesen wäre, der andere könne nicht dazu gelangen oder wieder davon abkommen, anzuerkennen, daß Jesus von Nazareth der Weg, die Tür, der Mittler, der Erlöser, der Träger des absoluten Prädikats sei: anzuerkennen, daß er es sei, und zugleich noch anzuerkennen, daß kein anderer es sei noch auch nur es irgendwie mit sei oder jemals es werde sein können.

Verstehen Sie mich recht: Ich selbst bin überzeugt, daß der Satz, dessen Anerkenntnis zugemutet wird, richtig und von unermeßlicher Bedeutung, wirklich dem Schatz im Acker vergleichbar, ist. Aber auch von mir selbst kann ich nicht feststellen, daß es jenes Anerkenntnis ist, dessentwegen ich um einen geliebten Nächsten mit tödlicher Sorge bange, auf dessen Vollzug durch ihn ich für ihn mit der Hoffnung aller Hoffnungen hoffe.

Wohl aber meine ich, daß es diese tödliche Sorge und die sich ihr entringende Hoffnung gibt. Nur ist ihr Inhalt ein anderer. Der Inhalt unsrer letzten Sorge und Hoffnung um den anderen deckt sich nicht mit dem Inhalt dessen, was wir für unsre eigene Person dankbar bekennen, wenn dank unerforschlicher Verknüpfungen gerade wir instandgesetzt sind zu sehen, wie alles zusammenhängt. Dieses Bekenntnis ist Rechenschaft von den Ursachen des Heils und ein dementsprechend entfaltetes Dankbekenntnis; es ist ein Maximum der Glaubensaussage. Gegenstand jenes Bangens und Hoffens aber für den andern ist wirklich nicht mehr als eine einzige rettende Bewegung, die unser lieber anderer doch ums Himmels willen machen möge, eine kindlich einfache Bewegung, die in seiner Lage nicht zu machen ja geradezu närrisch ist. Daß er, wenn er sie nicht macht, verloren ist, daß er sein Leben vertan und nichts darin wirklich einen Wert gehabt hat, ist wirklich unsre tödliche Sorge: daß ihm, macht er sie und bleibt dabei, letztlich nichts mehr geschehen könne, ist unsre wirkliche Hoffnung. Um die gemeinte Bewegung auszudrücken, kann man weite Umwege machen und wird doch immer wieder zurückkommen auf den alten, verblüffend einfachen jüdischen Ausdruck: Umkehr. *Martin Buber* ist in seinen „Zwei Glaubensweisen“ dem tiefen Unterschied nachgegangen zwischen dem Glauben als dem sich keines Mittlers bewußten, vertrauenden Umkehren, und allem Glauben von der Form des Anerkennens, daß etwas so sei oder gar so gewesen sei. Wer sein Buch studiert hat, ahnt wohl, daß sich sein Dilemma von hier aus schlichtet. Das rettende Minimum, also eben das eigentliche Rettende, ist wirklich die Umkehr, nichts sonst. Christus kommt darin nicht vor, so wenig wie in der Geschichte vom reichen Mann oder andererseits in der vom verlorenen Sohn. Alle Erkenntnis der Zusammenhänge, der Heilsursachen, der causae salutis, alles Erkennen und Anerkennen, daß und inwiefern jener Jesus die causa salutis schlechthin, inwiefern er der auctor salutis ist, all das gehört in die über das rettende Minimum hinausreichenden Rechenschaften und Dankbekenntnisse, die der Mensch im höchsten Aufschwung der plenitudo fidei vollzieht und deren Maximum in den Bekenntnissen und Lehrsatzsystemen der Christenheit ausgesprochen ist — dem Lehr- und Botenamt mit Recht zugemutet zur vollständigen Weitergabe, der gebauten Kirche mit Recht zugemutet zum unverkürzten Ausdruck, niemals aber dazu bestimmt, dem

Gefährdeten zu dienen, der mehr als den rettenden Zuruf nicht aufnehmen kann.

Heute ist nun nicht dem Maximum nachzugehen, nicht also näher darzutun, inwiefern jene vielen mächtigen Sätze von der Form: „Ich glaube, daß“ die wahren Zusammenhänge unseres Heils aussprechen. Vielmehr soll uns das Minimum näher beschäftigen. Ich meine nämlich, daß das, was *Buber* dargelegt hat, nicht nur in der Richtung klarzustellen ist, daß aus dem vermeintlichen Gegensatz der zwei Glaubensweisen die Spannung wird zwischen dem Minimum und der Fülle, zwischen dem rettenden Seufzer und der voll entfaltenen Glaubensfreude, zwischen dem Heil der Seele und ihrem ausstrahlenden Glück. Sondern auch *Bubers* Entwicklung der *einen* Glaubensweise, die er als die des klassischen Judentums, Jesu und auch als seine eigene darstellt und von der wir ihm im Prinzip zugestehen, daß sie das entscheidende Minimum ausspricht und daß die von ihm dagegen-gestellte andere Glaubensweise an ihr gemessen, durch Zutat zum Entscheidenden gekennzeichnet ist: auch diese von *Buber* so schön geleistete Entwicklung des Glaubensminimums fordert, wie ich meine, eine Ergänzung. Man mag sagen, das, was ich hinzufüge, sei ja nur ein Hauch. Nun, es ist ein Hauch von Hoffnung.

Nehmen wir wiederum den Blick auf den uns nahestehenden andern. Prüfen wir uns noch einmal, wann unsre tödliche Sorge um ihn wirklich ihr Ende hat. Versetzen wir uns, ein genügend aktuelles Beispiel, in die Sorge der Mutter des reichen Mannes. Es ist uns, Christen und Juden, klar, daß die Sorge nicht erst ein Ende hat, wenn unser anderer erkannt hat, was Jesus, oder was Abraham und Moses und der Sinai für das Heil des Menschen bedeuten. Das alles mag an ihn so ungeschickt, so unkenntlich gelangt sein, auch durch uns selbst ihm so ungeschickt gesagt werden, daß es so gut ist, als sei es ihm gar nicht gepredigt, ja vielleicht weniger als so gut, so daß also der Glaube an den bundschließenden Gott Israels und der Christenheit mangels wirklicher Predigt auch nicht in unserem Nächsten gestiftet werden konnte. Unsre eigentliche Angst um ihn hat trotzdem ein Ende gefunden. Aber hat sie es schon deshalb, weil es ihm einfel, umzukehren? Weil es ihm einfel, darauf zu setzen, er werde, wenn er nur aufhöre, von sich aus etwas sein zu wollen, trotz allem letztlich bestehen können, letztlich werde dann auch sein Leben recht gewesen sein?

Immer wieder zwar wird die reine Selbsterforschung des Menschen, an den keine Botschaft gelangt ist, in dieses ungenaue Ergebnis verfallen. Auch der ungleich schärferen Beobachtung, die dem in Kenntnis der Botschaft seine Sorge um den Nächsten prüfenden Menschen möglich ist, wird die Differenz, die eben nur ein Hauch ist, noch leicht entgehen.

In der klassischen Schrift der Christenheit, die diesem Gegenstand gewidmet ist, muß die kluge Versuchsperson des reflektierenden Heiligen schließlich einräumen, weder könne man mit Gewissensruhe annehmen, daß das Trübe und Heillose, dessen wir uns von uns bewußt sind, einfach auf sich beruhe, noch auch, wir könnten es durch irgend ein Bemühen wettmachen. Aber, setzt die kluge Versuchsperson sofort hinzu, wenn sie auf ihren Glauben rekurriere, so hoffe sie dennoch, bestehen zu können. Sie beruft sich auf den Propheten Hesekiel: wenn der Ungerechte umkehre, so sei all sein Unrecht vergessen. Aber der Heilige entgegnet: Das ist niemand gesagt als denen, die entweder auf Christus warteten, ehe er gekommen war, oder an ihn glauben, nachdem er gekommen ist.

Wenn wir den Schock dieser Entgegnung ausgeglichen haben mit dem Einsatz unsrer Untersuchung, werden wir dem Heiligen widerstehen und sagen: mag Christus auch gekommen sein, mangels ermächtigter Predigt ist es für den Menschen unsrer Sorge so gut, als sei Christus nicht gekommen. Aber damit ist ja nur der Hälfte dessen standgehalten, was der Heilige zu bedenken gibt. Um so mächtiger bedrängt er uns mit der anderen Hälfte seines Hinweises: Mag der Verheißene also auch zu eurem Nächsten noch nicht gekommen

sein: so kann er doch auf bloße Umkehr nicht bauen, könnt ihr euch doch bei seiner bloßen Umkehr nicht beruhigen, es sei denn, er gehöre wenigstens zu denen, die auf Christus warten.

Nun können und müssen wir kraft unsres Ansatzes, daß bezüglich des dem Menschen Angesonnenen das nicht oder unermächtigt Verkündigte wie nicht geschehen ist, auch noch absehen von aller geschichtlichen Prägung dieser verbliebenen Voraussetzung, daß einer „auf Christus warte“. Das Alte Testament macht uns das Abstrahieren von dieser geschichtlichen Prägung beglückend leicht: von den ältesten Weissagungen an Abraham, in dem alle Völker gesegnet sein sollen, bis zu denen, die das Schand- und Jammerbild des Gottesknechtes entwerfen, ist alles, was zur Identifizierung dienlich wäre, mit einer Sorgfalt vermieden, die Pascal mit tiefem Recht als providentiell betrachtet hat. Nichts war im Grund den Menschen im erwählten Volk gesagt, als daß sie, diese Menschen, und in ihnen die Menschen aller Völker, warten sollten, und daß das, worauf sie warten sollten, ein Tragend-Menschliches sein werde. Wie dieses Tragende, Kompensierende, Heilende näher beschaffen sei, dieses Bild blieb den Wogen der Prophetie anvertraut, und der Beobachter des Menschenlebens irgendwo in den Völkern konnte und kann soviel, meine ich, ebenso gut erraten wie ein frommer Jude, dem zusätzlich die Anleitung seiner Propheten zur Seite stand. Er kann soviel wirklich von sich aus ergrübeln. Der Mensch, der das Tragend-Menschliche verkörpert, wird kein Teilmensch sein können, sondern auf das Ganze bezogen, in das Ganze eingestimmt sein, darum wird auch die Grazie, die aus dem Bezug zum Ganzen fließt, mit ihm sein, und man wird von ihm sagen, daß er von Haus aus wohl zur Freude geschaffen war. Aber das bleibt ein Irrealis; denn zugleich wird er wegen des Ganzen leiden, wird seine Seele an den Defekten des Weltgefüges sich müde arbeiten, und Unrecht, Unglück und Unheil werden in seiner Person verwechselt werden. Er, der Ganze und alles Ergänzende, wird ein Abgesonderter und Sonderbarer sein. Habe ich das Beobachtbare überschätzt, aus der Offenbarung zuviel herübergenommen? Man korrigiere. Mag sein, diesen oder jenen Zug hätten Fleisch und Blut nicht erkennen können, mußten sie erst mit Vollmacht erzählt bekommen. Auch dann wird bleiben, daß das eigentliche, das zur Umkehr gelangte Menschsein, mit einschließt ein verstandenes Geheiß, auszuschaun auf tragfähig Mitmenschliches, das kommen wird oder gekommen ist.

Die Menschen der Völker, außerhalb des auserwählten Doppelvolks, des alten und neuen Israel: diese Menschen der Völker sind sich selber ein Gesetz. Ich meine: ein im Sinne des Minimums vollständiges Gesetz. Nun gehört zwar zum Schwersten im Gesetz, aber eben doch ins Gesetz, das, was in unserer Sprachtradition Glaube heißt und was Martin Buber, soweit von der alten Glaubensweise die Rede ist, lieber mit vertrauender Umkehr verdeutscht haben möchte. Auch das Geheiß dieser vertrauenden Umkehr lesen die Menschen der Völker im Gesetz, das sie sich selber sind. Aber es hieße dieses Gesetz, das sie sich selber sind, vermöge der Schöpfung und ohne der Offenbarung zu bedürfen, immer noch unterschätzen, wollten wir leugnen, daß es so gut wie die Umkehr auch ihre Ergänzung einschließt, das Ausschauen auf das tragend Mitmenschliche, auf die Hoffnung des Menschengeschlechts — die sich erfüllen wird und von der wir gewärtig sind zu vernehmen, daß sie sich erfüllt *habe*. Mindestens eine Philosophie, die glaubt, daß im übrigen die eigentliche Möglichkeit des Menschseins aus lauter Gegebenheiten zu begreifen sei, die sich auch unverkündigt dem Menschen erschließen, darf eigentlich nicht davor halt machen, für die auf kein Erzähltbekommen angewiesene Einsicht auch den alles andre erst vollendenden Hauch zu reklamieren: die Hoffnung.

Hören wir noch einmal den Satz des Heiligen, ob er nicht mit der unglaublichen Exaktheit, die diesem Heiligen durch-

weg eigen ist und die ihn natürlich auch verdächtig gemacht hat — ob er nicht exakt gesagt hat, wie es sich wirklich verhält. Wir müssen dabei nur bedenken, daß er ja nur von Christus spricht und nicht von Jesus von Nazareth: wie sollte er auch, da er ja zurücktritt in die Zeit, ehe denn der Verheißene gekommen war, in die Zeit, da es *nur* einen gab, der kommen *sollte*; in die Judenzeit. So sagt der Heilige, wenden wir an, was wir gewonnen haben: Wenn der Ungerechte umkehrt, so wird seine Ungerechtigkeit vergessen sein, sofern er zu denen gehört, die da hoffen.

Hoffen schlechthin, Hoffen im absoluten Sinn ist gerade nicht Hoffen auf irgend etwas wie Gott, auf etwas in dem Sinn Genaueres wie Gott den Schöpfer. Hoffen schlechthin ist vielmehr Hoffen in die Zeit, Hoffen aber auf Mitmenschliches. Darin liegt eine kräftige Probe, liegt die entscheidende Probe, ob die Umkehr, ob die Demut echt ist. Es ist nichts von einer Umkehr, einer Demut zu halten, die wohl zugesteht, vor Gott nichts zu sein, die sich aber sträubt und spreizt, wenn sie denken soll: ich bin nichts, obschon nicht der Mensch als solcher nichts ist — obschon es den Menschen, der bestehen könnte, geben kann — obschon er eigentlich gar nicht ausbleiben kann. Es ist nichts zu halten von einer Umkehr, einer Demut, der es undenkbar ist, sie könnte wie der Fischer Simon vor einem hereintretenden Menschen sagen müssen: Gehe hinaus von mir, denn ich bin ein unreiner Mensch. Nur *die* Umkehr, nur *die* Demut, die dieser Situation gewärtig ist, hält die Probe. Ist sie es nicht, so ist in Wirklichkeit der andere, der alte, der stolzierende Mensch übriggeblieben; so ist unser Nächster noch jenseits der alles entscheidenden, der ewig scheidenden Kluft geblieben; so darf unsre tödliche Sorge um ihn nicht am Ende sein.

Es ist aber nicht so, daß wir, die wir als informierte Boten unserem Nächsten raten möchten, es erschwerend finden, daß wir als Test, ob er das mit der Umkehr verstanden habe, ihm das mit der Hoffnung angeben müssen. Vielmehr erleichtert uns das die Ausrichtung der Botschaft. Der ehrliche Hörer kann sie nämlich gar nicht glaubhaft finden, wenn jenes Ergänzende nicht hinzukommt. Er ist geneigt, uns zu erwidern, was der Heilige seiner klugen Versuchsperson erwiderte: wir seien uns offenbar nicht klar, wie tief man stecke. Je verlorenere der verlorene Sohn ist, desto hilfreicher ist es dem zuredenden Wort, wenn noch von etwas anderem die Rede sein kann als bloß vom allzeit wiederaufnahmebereiten Vater: von etwas Kompensierendem, sagen wir von Gram und Tod der älteren Schwester, die wie eine Mutter war.

Denn mag es so sein, daß der Mensch, wie er von Natur ist, der Mensch in den Völkern, nicht oder nur allzu undeutlich gewahrt, was es ist mit dem stellvertretenden Leiden: so brauchen wir uns ja nicht so zu stellen, als ob es nicht längst außer dem Menschen in den Völkern faktisch das besondere Doppelvolk gäbe, dem die Botschaft übergeben ist. Mag jener von sich aus es nicht erkennen können: Die Frage ist, ob er die Bewandnis, die es mit dem unschuldigen Leiden hat, auch dann nicht erkennen kann, wenn sie ihm als Botschaft aus dem Doppelvolk heraus zukommt: sei es auch aus unkräftigem Mund, sei es nur aus einem gelesenen Text, sei es selbst nur im Rahmen einer abschätzigen Rede, als Zitat im Munde der Gemeinheit. Ich meine, sei etwa auch der natürliche Mensch nicht imstande, von sich aus dahinter zu kommen, so ist es doch nahezu unmöglich, daß die nun einmal in die Welt gelangte und aus ihr nicht mehr zu entfernende Kunde vom stellvertretenden Leiden nicht auch an ihn gelangt: und wenn sie es tut, so ist es nicht jenseits seines Vermögens, sie zu vernehmen, sie wahr zu finden; so gut wie ihm klar wird, daß es die Heimkehr, daß es für ihn nichts als die Heimkehr gibt.

Es ist also mit dem stellvertretenden Leiden nicht so wie mit dem historischen Element der absoluten Religion, dessen Annahme, dessen geschuldete Anerkennung von der ermächtigten Verkündung abhängig bleibt. Unser Nächster, der die Kunde vom stellvertretenden Leiden noch verwirft,

hat uns aus der tödlichen Sorge seinetwegen noch nicht entlassen; aber verwirft er bloß, daß ein Jesus von Nazareth solchen Leidens teilhaftig war, nun wohl, es ist dem unverfügbaren Geist der Wahrheit anheimzustellen, wann und ob er ihm auch dafür den Blick öffnen will: zur tödlichen Sorge ist darum doch kein Grund mehr.

Anders wäre es, wenn unser Nächster dem ihm faktisch begegnenden, ihm sich erzeugenden Tragend-Menschlichen auswich, sich verschloße, sich vor ihm verstockte, oder auch nur konventionell bliebe, statt menschlich zu reagieren, wie Parzival, als er zum ersten Mal dem wundersamen Leiden konfrontiert war. Äußerste Sorge um den so Reagierenden bliebe veranlaßt. Unsere ganze Betrachtung ruht auf dem Absehen von dieser Situation; durchweg gilt die Betrachtung nur dem Menschen, der der Heilserscheinung nicht wirklich konfrontiert ist, der vielmehr angewiesen bleibt auf das, was ihm das Leben, wie es immer ist, zeigt, und was er zwar allenfalls noch dazu vernimmt, aber von unermächtigten Boten.

Möge damit nun die Basis geschaffen sein für den Versuch, die Unterschiedlichkeit dessen, was wir in unsrem Umkreis über die Hoffnung des Menschen geglaubt wissen und gepredigt hören, einzuschätzen. Wir sind darüber orientiert, inwiefern zum rettenden Minimum des umkehrbewirkenden Vertrauens eine Hoffnung gehört und welchergestalt der recht Vertrauende hofft. Wir sagen, daß dies rettende Minimum samt seiner Hoffnung auf Tragend-Mitmenschliches damit weder steht noch fällt, ob jemand von Menschen, die ihm nicht begegnet sind, diesen oder jenen, viele, einen oder keinen, Gekommene oder erst Kommende, als die Erfüller der Menschenhoffnung identifiziert und also ehrt oder nicht ehrt, und, das folgt daraus, ob er dies Ehren dessen oder derer, auf die er hofft, mit Worten der Anbetung, der gestuften Andacht oder auf andre Weise ausdrückt, in der er das kaum Vereinbare zu vereinen sucht, absolutes Ehren und heilige Scheu, er könnte das Geschöpf statt des Schöpfers ehren. Auf der Basis, daß das Entscheidende unabhängig ist von diesen Akten, können wir nun in Frieden, oder doch furchtlos gegenüber den Scheltreden aus allen vier Winden, mustern, was in den vier geistlichen Himmelsgegenden, mit denen wir es zu tun haben, an Leistung und Versagung der absoluten Anerkennung vorgeschlagen oder vielmehr zugemutet wird. Jede der vier Weisen des Hoffens, die evangelische, die römische, die jüdische, nicht anders aber auch diejenige der Philosophie, wissen, auf wen ein jeglicher Mensch hoffen muß und auf wen er nicht hoffen darf.

Woran einander die vier Glaubensstände mahnen

Der *philosophische Glaube* wird, auch wenn er die Keime dessen, was er über die Hoffnung zu sagen weiß, entfaltet, dennoch zu keiner Zeit etwas darüber sagen, auf welches Menschliche zu hoffen sei. Er scheut sich seiner Art nach nicht unbedingt, zu sagen, es sei auf Gott zu hoffen, oder auch es sei etwa die Unsterblichkeit der Seele, was wir erhoffen dürfen. Er braucht sich seiner Art nach auch nicht zu scheuen, zu sagen, es gehöre zum eigentlichen Menschsein, auf ein Tragend-Mitmenschliches die Hoffnung zu setzen. Aber er würde seine Voraussetzungen, seine Art als philosophischer Glaube verleugnen, wollte er sagen, auf welche menschliche Hoffnung zu setzen sei. So wird er immer daran zu erinnern sein, daß er zwar mit Recht die Grenzen seiner eigenen Kompetenz einhalte, daß es aber seine Versuchung sei, aus der hohen Unwissenheit der Philosophie den eigentlichen Adel des Menschseins zu machen, es also als einen Abfall von seiner als der eigentlichen Möglichkeit zu werten, wenn ein Mensch, sich bekennend, wirklich auf bestimmtes Mitmenschliches hofft. Umgekehrt hat der philosophische Glaube die Welt und namentlich die drei andern, entschiedeneren Weisen des Hoffens immer daran zu erinnern, wie fromm und köstlich die Sprödigkeit ist gegen jeden unermächtigten Versuch, uns bestimmtes Menschliches als Erfüllung des menschlichen Hoffens aufzureden.

Der *jüdische Glaube* ist insofern der Gegenpol des philosophischen, als in ihm das Hoffen so konstitutiv ist wie nirgends sonst, so mächtig geübt wird wie nirgends sonst, so reines Hoffen ist wie nirgends sonst. Rein wie nirgends sonst ist es, weil Hoffen sich von Haus aus in die Zukunft spannt und hier strikt die Rede ist von dem, der kommen soll und bis zuletzt der Kommende bleibt. Und es wird mächtig und als Tugend, als Pflicht geübt: nirgends wird der Anteil des Hoffens daran, daß das Erhoffte kommt, so ausgeschöpft. Der Christ Paulus hat es vor Gericht bezeugt, als er darlegte, er sei angeklagt wegen der Hoffnung Israels, der Hoffnung auf die Verheißung an die Väter: „zu welcher hoffen die zwölf Geschlechter der Unsern zu kommen mit Gottesdienst emsig Tag und Nacht.“ Aber er war angeklagt, er sei von dieser Hoffnung, deren Glut er teilte, abgefallen, weil er von einer erfüllten Hoffnung redete. Er redete von der Erfüllung nur in der sorgsamsten Dosierung; sagt er: *salvi facti sumus*, so setzt er hinzu: *spe*, und Augustin kommentiert ihn: *spe*, non *re*. Dennoch verwirft der jüdische Glaube den des Paulus, vielleicht heute nicht mehr, insofern Paulus in Jesus von Nazareth einen Gotteszeugen sah, wohl aber, insofern er in diesem Jesus mehr sah als eine Wiederverkörperung der Kraft des Mose oder Elia. Der jüdische Glaube ist zu erinnern, daß es nichts Unmögliches oder Greulhaftes hat, die Hoffnung der Menschen in einem schon Gekommenen so sehr erfüllt zu sehen, als das mit dem letztlichen Zukünftigbleiben des letzten Hoffens vereinbar ist, und ebenso wenig, die Hoffnung der Menschen erfüllt zu sehen in einem Kind aller Kinder Gottes, einem Sohn aller Söhne Gottes, in solcher Fülle, daß daneben niemand mehr mit diesen Prädikaten zu ehren und anzurufen ist. Umgekehrt erinnert uns der jüdische Glaube, darin dem philosophischen gleich, wie fromm und köstlich Sprödigkeit ist gegen alles unermächtigte Aufreden eines Gekommenen als Erfüllung der Menschenhoffnung; und wiederum dient er sowohl denen, die einen Adel daraus machen, ihr Hoffen nicht erfüllt zu sehen, wie auch denen, die es in einem Einzigem erfüllt sehen, zur Erinnerung, wie fromm und köstlich es ist, auf Menschen zu bauen und zu hoffen, in denen das Tragend-Menschliche, ohne die endgültige Erscheinung zu antizipieren, Wirklichkeit wurde und weiterhin, morgen schon, Wirklichkeit werden mag.

Der *katholische Glaube* ist am vorurteilsfreiesten geöffnet allen Möglichkeiten der Erfüllung der Menschenhoffnung, allen ihren Stufen und allen ihren zeitlichen Phasen. Er schöpft voll aus, was an Dank- und Andachtsmöglichkeiten in den biblischen und den Bekenntnistexten deponiert ist. Er läßt keinen Zweifel, daß Jesus von Nazareth der Kommensollende und Gekommene schlechthin ist. Er identifiziert in ihm aber doch nicht so exklusiv die Menschenhoffnung, daß darüber die tiefsinnige eigene Feststellung des Gekommenen, er müsse hingehen, damit der Heilige Geist kommen könne, vergessen würde. Seither ist, wie er verheißen, des Tragend-Menschlichen noch viel und Mannigfaltiges gekommen, das es wohl von dem Seinigen nahm, aber doch frische Wirklichkeit und neuer Art war, und worin sich Hoffnung der Menschen erfüllte. Fort und fort haben wir dessen, haben wir des Heiligen gewärtig zu sein. Der Heilige wird insbesondere Mitträger des stellvertretenden Leidens sein, wie Paulus nicht prude war, zu erklären, er fülle auf, was noch fehle an den Leiden Christi (*quae desunt passionum Christi*). Und jener Einzige, in dem Gott Mensch war, tritt doch auch in die Reihe der Menschen vor ihm, aus denen Gott sprach: es ist ernst genommen, was das Credo von dem Heiligen Geist sagt: *qui locutus est per prophetas*. Ja, dieser Glaube scheut sich nicht, sie, die Frau, die außer dem Pontius Pilatus und den Propheten und gewiß oberhalb dieser im Credo das Menschengeschlecht vor dem Angesicht des Einzigem verkörpert, Maria, seine Mutter, als Erfüllerin und Entflammerin aller Hoffnung auf Weiblich-Menschliches in besondere Ehren einzusetzen. Lassen wir für heute auf sich beruhen, daß hier viel mehr Mythisch-Überzeitliches zu Ehren gelangt als sonstwo im Christentum, und auch mehr aus

der visionären Wirklichkeit als aus der polizeilich-faktischen, der man im übrigen, wenn es sich um Heilige handelt, mit Recht so viel Gewicht beimißt. Überlassen wir uns auf eines Atemzugs Länge dem lieblich auszeichnenden Sinn, in dem gerade die schmerzreiche Mutter als ein Tragend-Menschliches angerufen zu werden verdient. Aber bei aller Freude an seiner Art, die Hoffnung der Menschen in allen Zeiten dieses und jenseits der Mitte und in allen Stufen erfüllt und sich erfüllend zu sehen, muß auch der katholische Glaube sich immer von den anderen Weisen des Hoffens erinnern lassen. Sie erinnern ihn, daß die Fülle des Gegenwärtigen eine Gefahr ist für die eigentliche Kraft des Hoffens, die sich auf das Zukünftige spannt; daß die Fülle der Vermittlung eine Gefahr ist für die Kraft des Hinblicks auf die Härte der eigentlichen Passion; daß die Stufung wohl in den Begriffen klar gehalten ist, aber in der Existenz, die dieses gestuften Zutrauens und Hoffens lebt, leicht das Unterste sich zu oberst kehrt, was Götzendienst bedeutet oder woraus doch Götzendienst hervorgehen kann; daß schließlich das genaue Wissen, wer alles es war, mit einer Exklusivität sondergleichen alle Andacht ausschließt zu solchem Menschlichen, das zwar von Haus aus so tragfähig ist wie das auf die Zentralperson ausdrücklich Bezogene, dieser Bezogenheit aber ermangelt. Umgekehrt hat der katholische Glaube immer die anderen Weisen des Hoffens zu erinnern, wie fromm und köstlich es ist, sorgsam und unbefangen den Reichtum der Möglichkeiten auszuschöpfen, zu Erfüllern unseres Hoffens auf- und nach ihnen auszusehen.

Der *protestantische Glaube* zeigt uns als Erfüller der Menschenhoffnung einen einzigen Gekommenen und heißt uns diesen zugleich als einen noch einmal Kommenden erhoffen. Unerbittlich weist er uns an diesen Mittler, der als solcher anerkannt werden müsse; bloß implizierter Glaube findet kaum Erbarmen. Mit derselben Unerbittlichkeit nennt er des Heils verlustig, wer diesen Mittler nicht als den alleinigen Erfüller aller Hoffnung, von jeder Art, in jeder Stufe, in jeder Zeit, anerkennt. Jesus und sonst nichts. Nichts vorher, nichts nachher, nichts heute, nichts in der künftigen Zeit, vor dem Ende der Zeit; Jesus und sonst nichts. Natürlich auch nichts Mythisch-Überzeitliches, nichts Visionär-Außerzeitliches; der polizeilich-faktisch konstatierbar Gekommene, sonst nichts; an ihn allein ist der Mensch gewiesen; daß dem so sei, ist ihm schriftlich gegeben. Man weiß, daß der protestantische Glaube es sich bitterschwer macht mit der Fundierung seiner selbst, für die er die Kraft des Absurden beschwören muß. Er braucht nicht erinnert zu werden, daß er es sich nicht zu leicht mache; er muß eher erinnert werden, ob er es sich wirklich so schwer machen müsse. Ein katholischer Lehrer dieser Stadt hat angesichts der protestantischen Bemühungen erklärt, er könne sich nicht überzeugen, daß Gott mit den Menschen nur schriftlich verkehrt habe. In dieser schlichten Formulierung steckt die Erinnerung, daß der protestantische Glaube in Gefahr steht, unser Hoffen einzuschnüren, ja einzusargen: der Natur des Hoffens wird nicht ihr Recht, wenn an Tragend-Menschlichem nichts gezeigt wird als die Person eines verstorbenen Jesus, von dem laut vielumstrittenen Urkunden ein gleichfalls verstorbener Paulus gesagt hat, er lebe. Seinerseits freilich dient der protestantische Glaube allen anderen Weisen des Hoffens, abgesehen von seiner unvergleichlichen Abmühung mit der Reflexion, zur ernstesten Erinnerung vor allem wegen seines Blicks in die Sündentiefe, dem als Tragend-Menschliches nichts, was wir wirklich zu sehen gewärtig sind, sondern nur noch jener Eine standhält, von dem wir, nachdem wir Wahrheit und Bedeutung der Berichte über ihn letztlich offengelassen haben, im Vertrauen auf ein durch die Generationen gehendes Wort ohne Anfang glauben, er sei die Hoffnung der Menschen einmal gewesen und, auf das andre Mal, geblieben.

Man muß Martin Buber zustimmen, daß es keine sublimere Theologie gibt als diese. Aber zugleich ist klar, daß dieses Glaubens, der nur einer von der Macht des Bösen durchmarterten Seele seine Notwendigkeit zeigt, nur selten jemand

wirklich lebt. Man hat ihn darum auch eine Geniereligion genannt. Keinem anderen Glauben, nicht dem jüdischen, nicht dem katholischen, auch nicht dem philosophischen, dessen Bekenner wohl auch besonders gern geistig außer Hause leben, haben sich darum so wie dem protestantischen in der Masse der praktischen Religionsübung andre sinngebende Inhalte substituiert.

Absolutes und relativiertes Hoffen

Es war das Ziel dieses Umblicks, die in unserer Umgebung anzutreffenden Weisen der Menschenhoffnung auf das Tragend-Menschliche zu erfassen, zu ordnen, ihr Gutes und ihr Bedrohliches zu sehen. Vor allem aber: sie alle insoweit zu relativieren, als sie, positiv zumutend oder negativ verwehrend, dem Nächsten, indem sie ihn mit dem Verlust des Heils erschrecken, ihre Hoffensweise aufzudecken wollen, obwohl ihnen allen auf den Kopf zuzusagen ist, daß sie nicht in Wahrheit in tödlicher Sorge um den Nächsten sind, wenn er anders als sie hofft: auf einen Gekommenen statt einen Künftigen, auf einen Bestimmten statt auf unbestimmt welche, außer dem Einen Gekommenen auch auf andre vor oder nach ihm und vielleicht schon morgen Kommende, und wie immer sonst Hoffen und Kommen sich finden und verschränken können. Daß für ihre Person absolut entschiedene Menschen doch bezüglich des Zumutens ihrer eigenen Hoffensweise Relativisten werden möchten, ist für einige unter uns ein Wunsch, mit dem wir uns so identifizieren, daß wir ihn wohl unsre redliche Hoffnung nennen dürfen. Sollte sie sich erfüllen, sollte sich der Wunsch erfüllen, daß die heute durch ihre Glaubens- und Hoffensweisen gespaltene Gemeinschaft derer, die hoffen, inne wird, daß sie im Notwendigen einig ist und daß das, worin sie nicht einig ist, im Sinn der tödlichen Sorge nicht notwendig ist: so wird vieles schöner sein, und eine Vereinigung wie die Ihre z. B. erst die Erfüllung ihres Sinnes finden. Die Parteien der Hoffenden würden beieinander zu Gast sein. Es gäbe keinen Streit mehr, z. B. wie in meiner Stadt, ob Musikanten in einer evangelischen Kirche eine Marienmusik aufführen dürfen; denn man würde ohne angenommene Angst um eigenes und fremdes Seelenheil auf jede Weise zu hören wünschen, wie der andere das gemeinsame Hoffen als ein erfülltes und sich erfüllendes preist. Es würde vielleicht auch verstanden, daß in Existenzdingen das Ja oder Nein zu einem formulierten Satz wenig wiegt gegenüber der Tatsache, daß einer überhaupt umgeht mit der Frage, die der Satz stellt. Wie selbst Gott verwechselbar ist mit dem Nichts und das Ja oder Nein zur Gottesfrage nicht entscheidend zählt, wenn sie nur überhaupt eines Menschen Frage ist, so mag auch gegenüber der Leidenschaft der Frage, ob man Jesus den großen Bruder nennen oder nicht nennen dürfe, das Ja oder Nein nicht entscheidend zählen. Es würde gewiß verstanden und heilsam genutzt werden, daß jeweils im eigenen Lager Zeugen einer der anders geprägten Hoffensweisen auftreten und bleiben, wie in unsrer Zeit Simone Weil, den Glauben der katholischen Kirche als eine primär Ergriffene bekennd, auf der Schwelle dieser Kirche im jüdischen Glaubensstand verharrte¹. Dennoch, all diese Wünsche erfüllt gedacht, werden die Hoffenden trotzdem eine Gemeinschaft des Begehens, des Kultus nicht werden können. Wohl besinnt man sich immer wieder, daß Gott außer dem Bund, der das besondere Volk stiftete, nach der Urkunde eben dieses Volkes auch einen Bund mit allen Völkern gemacht hat. Er hat diesem Bund auch ein Zeichen gegeben. Aber wenn der Mensch Passah begehen kann oder Mariä Verkündigung: das Zeichen des Menschenbundes, der Bogen in den Wolken, ist keines Festes fähig. —

Die allgemeine Hoffnung, sie sei sich bewußt oder unbewußt, daß sie auf das Tragend-Menschliche zielt, sie wisse sich erfüllt in bestimmtem Menschlichem oder harre noch jeglicher Erfüllung, ist mannigfach fortgestaltet. Einmal ist sie, die allgemeine Hoffnung, fortgestaltet zur Hoffnung über dieses Leben hinaus. In ihr, dieser sich erstreckenden Hoffnung,

¹ Vgl. die Vorbemerkung der Redaktion.

sind wir der Dinge gewärtig, die wir bezeichnen als Auferstehung und ewiges Leben. Wir sind dieser Dinge gegen den Sinnenschein insbesondere deshalb gewärtig, weil der große Unwahrscheinliche, als der Wiederkommenwollende, auch für sie mit steht. Wir wissen zwar, daß sich diese Dinge der Vorstellung verweigern, und sind sowohl von Jesus wie von Paulus auch fast grob gerade darauf hingewiesen worden. Wir wissen aber auch, daß wir nicht nur eine mythische Darstellung in Wahrheit zeitloser Bewandnisse vernehmen, sondern Dinge, deren Seinsart der Seinsart des Künftigen verwandt ist. Haben sie aber eine Seinsart, die der Seinsart des Künftigen verwandt ist, so sind sie tauglicher Gegenstand unseres Hoffens. Wer verstanden hat, wird gewahr werden, wie sehr dann gerade diese Erstreckung des Hoffens nicht nur eine Sache des Dürfens, sondern eine Sache des Sollens ist: gerade diese sich erstreckende Hoffnung gehört dann zu denen, die nicht weggeworfen werden dürfen. Wer nicht verstanden hat, dem werde das Gewissen nicht schwer gemacht; es ist immer noch, auch wenn nur eine dem Künftigen *verwandte* Seinsart in Frage steht, der Bereich der fides historica, welche, solange nicht mit Vollmacht verkündet ist, niemand angesonnen wird. Weiter folgen wir dem heute nicht.

Die allgemeine Hoffnung, geformt oder nicht geformt, gestaltet sich andererseits fort in konkrete Hoffnungen dieses Lebens. Sie, die Vielheit der Hoffnungen, wurden eingangs kurz schematisiert, nach Verheißungen und bloß redlichen Hoffnungen, nach ihrer Pflichtmäßigkeit, nach der Bedeutung des Fehlschlagens für die Redlichkeit und Pflichtmäßigkeit. Um noch über die Verheißungen ein Wort zu sagen, so ist ihre älteste in unserer Zeit unerwartet aktuell geworden. Kraft ihrer darf der Mensch hoffen, daß es seinesgleichen geben wird, solange die Erde steht. Denn solange sollen, wie dem Noah gesagt wurde, Saat und Ernte, also menschliches Tun, nicht aufhören. Sonstige Garantien haben wir für diese Hoffnung ja eigentlich nicht mehr; aber sie nimmt an dem Rang der absoluten Hoffnung teil. Dem Abraham wurde Sime verheißen wie die Sterne am Himmel, die er nicht zählen konnte. Auch diese fürs erste private Hoffnung nahm teil am Adel der absoluten Hoffnung. Ich glaube nicht, daß die Heilige Schrift die Hoffnungen, die sich auf Verheißung gründen, erschöpfend aufzählt. Jeanne d'Arcs Hoffnung (ich weiß, was ich für evangelische Begriffe damit sage) gründete sich auf Verheißung; übrigens war es zur 500. Wiederkehr ihrer Geburt, daß Péguy das Mysterium der Hoffnung dichtete.

Was aber die redlichen Hoffnungen betrifft, die zwar nicht desselben Adels, aber eines Atems sind mit der Hoffnung, so sei der Hinweis Piepers zitiert auf den Satz des Thomas von Aquin: „In der Ordnung auf das Ewige erwarten wir von Gott die Hilfe nicht nur geistiger, sondern auch leiblicher Wohltaten.“ Der Satz steht in De spe, dem Werk, das eine Auslegung des Vaterunsers werden sollte; in diesem Gebet werden nicht nur ewige Güter erbeten, also erhofft. Es ist eine redliche Hoffnung des Vaters, daß sein Kind gesund werde; er soll sie hegen. Es ist eine redliche Hoffnung, daß Deutschland trotz dem Geschehenen, das es nicht verarbeiten mag, und trotz den Erfolgen, mit denen es jetzt wie von Dämonenhand gemästet wird, fortbestehen, und daß das Land unserer Kinder doch noch ein gnädiges Geschick finden möge. Es ist eine redliche Hoffnung, daß das zum Staat gewordene Israel nicht wieder ins Meer geworfen werde und nicht auf ein solches Zeichen die Menschen, nach Selbstverdunkelung gierig, aufs neue sich anmaßen, den anscheinenden Gottesfluch über diese Mitmenschen mitzuvollziehen. Auch diese Hoffnungen dürfen wir nicht nur, sondern sollen wir hegen; und ich meine, daß die eine nicht nur wir Deutschen und die andre nicht nur die Juden hegen sollen, sondern alle, für die überhaupt das Geschehene eine Sorge ihres Herzens ist. Was aber Erfüllung und Fehlschlagen, Erfolg und Mißerfolg anlangt, so hat zwar Martin *Buter* den großartigen Satz geprägt: „Erfolg ist keiner der Namen Gottes“, aber dieser Satz schlägt nicht aus dem Feld den andern des

Teufelsrabbi Josef Goebbels, stilgerecht in doppelter Negation formuliert: „Es ist kein Zeichen der Erwählung, keinen Erfolg zu haben.“ Unsere Hoffnungen sollen demütig schmerzhaftes Hoffen sein, daß es gelinge. Der Geist der Schwermut, in jüdischen Schriften überraschend mit dem bösen Trieb gleichgesetzt, ist der Tugend des Hoffens fremd. Es ist für den ernsthaften Menschen schmerzhafter, fröhlich zu sein als nicht fröhlich; aber er liest: Seid fröhlich in Hoffnung. Gaudete.

Lassen wir aber die Hoffnungen und fassen wir noch einmal resumierend die große, die allgemeine Hoffnung ins Auge. Sie, die eigentliche Menschenhoffnung, menschenbildend wie die eigentliche, menschenbildende Angst, menschenrettend wie der Glaube, den sie vollendet: sie, diese allgemeine Hoffnung, kann und soll ein jeglicher Mensch fassen und schöpfen, wie er Vertrauen, wie er Glauben fassen und schöpfen soll. Sie betrifft ihn selbst, richtet sich aber oder wird gesetzt auf das Tragend-Menschliche. Sie ist, als untrennbar vom rettenden umkehrbewirkenden Vertrauen, unerläßlich und auszeichnend, damit der Mensch letztlich bestehen könne, damit sein Leben Sinn und er selber Wesen habe. Daß es so mit mir steht, sehe ich nach der alten Regel, wenn ich auf den andern blicke. In Ansehung meiner selbst ist die Hoffnung, Atem des Glaubens, unmittelbar rettend. Doch sind Glaube und Hoffnung dieser Stunde nicht endgültig rettend: daß ich darin bis ans Ende beharre, ist ein selbständiges Thema meines Hoffens, bloßen Hoffens. Dies, die Hoffnung für mich selbst auf den, der mich trägt, und die Hoffnung eigenen Beharrens in solchem Glauben und Hoffen, ist der eine Hauptaspekt der allgemeinen Hoffnung. Außerdem ist allgemeine Menschenhoffnung, daß der nahestehende Nächste nicht sinnlos ablebe, sondern bestehen könne und Wesen habe; daß er also gerettet werde. Diese Hoffnung ist nicht unmittelbar rettend. Sie kann darum an tödliche Sorge gebunden bleiben müssen. Ihr kann Bescheid werden, wie er Mose wurde, als sein Volk zum Goldenen Kalb abgefallen war. Er sprach zu Gott: Vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge mich auch aus Deinem Buch. Aber der Herr sprach zu Mose: „Was? Ich will *den* aus meinem Buch tilgen, der an mir sündigt.“ Der sich retten kann, kann den andern nicht mitretten. Zwei werden liegen auf einem Bett; die Kluft geht zwischen ihnen durch, nur die Hoffnung schwingt sich hinüber. Dies ist der andre Aspekt der Hoffnung. Die Flügel der Libelle füllen sich mit Dunkel. Aber sie faltet sie niemals. Péguy verlegte diese Gestalt der Hoffnung, die zugleich tödliche Sorge ist, in das Herz Gottes. Wir haben Anteil an dessen Regung. „So war diese Seele gestorben“, sagt er.

„Selbst Gottes Herz ließ sie erheben.
Vom Beben der Furcht und vom Beben der Hoffnung.
Sogar vom Beben der Furcht.
Vom Beben der Sorge.
Einer tödlichen Sorge.
(Denn sie war ja des ewigen Todes gestorben.)
So hat Gott sich uns ausgeliefert.

So kann der letzte der Sünder, ein elender Schwächling,
Kann der niederste aller Sünder, eine Hoffnung Gottes
Zu Schanden machen oder erfüllen.
Kann der niederste aller Sünder
Eine Hoffnung Gottes
... krönen.“

Die heilige Imagination hat immer schon, das Weltkind Goethe nicht ausgenommen, mit der Hoffnung, die den Lauf vollendet, das Bild der Krone verbunden. Es gibt den großen Fall, um in der Sprache des Mystikers zu bleiben, daß Gott auf einen Menschen die Hoffnung setzte, dieser Mensch werde in der Hoffnung beharren, auch wenn Gott ihn töte, ja wenn er ihm den ewigen Tod verhängte; eine der äußersten Lehren Luthers, die von der *resignatio ad infernum*, wurzelt hier. Mit Recht bildet die Kunst Christus, der die

Hoffnung Gottes erfüllte, er werde in der Hoffnung auf ihn bis in die Vernichtung beharren, als Wiederkommenden mit der Krone ab. Mit Recht hat sie auch das Mädchen von Nazareth, die Gottes Hoffnung nicht enttäuschte, die willig hoffend Gottes Hoffnung für die Menschen trug, mit der Krone gebildet.

b) Die Hoffnung Israels

Von Dr. Hugo Bergmann

Professor an der Hebräischen Universität, Jerusalem

Dem Mitteilungsblatt „Irgun Olej Merkaz Europa“ vom 16. 9. 1955 (23/27), S. 5 entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und der Schriftleitung den folgenden Beitrag

Rabbi Ismael erzählte: Als ich zum Himmel aufstieg, sagte mir der Fürst der Engel: Mein Guter, setze dich auf meinen Schoß, und ich will dir sagen, was mit Israel, dem heiligen Volke, geschehen wird. — Ich setzte mich auf seinen Schoß, er blickte mich an und weinte, daß seine Tränen auf mich niederfielen. Ich fragte ihn: Du meine Wonne, warum weinst du? Darauf sagte er: Mein Lieber, komm, ich führe dich in das verborgene Gemach. Er nahm mich bei der Hand, führte mich hinein, öffnete die Bücher des Schicksals und zeigte mir Schriftstücke, da waren alle Leiden verzeichnet, eines größer als das andere. Ich sagte ihm: Wem sind die bestimmt? Er antwortete: Für Israel.“

Mit diesen Worten beginnt ein Midrasch zu berichten, was Israel in Zukunft treffen wird, ein erschreckend fürchterliches Bild, das vielleicht erst wir heute in seiner prophetischen Kraft erfassen können. „Aber nachdem der Engel dem Rabbi Ismael alle diese unsagbaren Leiden gezeigt hatte, führte er ihn in die Kammer des Heils und der Tröstungen. Dort sieht er den König David und vernimmt aus seinem Munde Lieder des Preises, wie sie kein Ohr je gehört hat, und Engel antworten ‚Heilig, heilig, heilig!‘, die Himmel alle stimmen in den Chor ein, und zum Schluß ertönt die Stimme aller Könige über alles Erdland, an jenem Tage wird ER der Einzige sein und sein Name der einzige.“ Mit diesen triumphalen Worten aus Secharja schließt dieser Midrasch, diese Vision unendlicher Leiden. Es ist das Wort, mit welchem jeder unserer Gemeinde-Gottesdienste schließt, das Wort, das den Juden begleitet, wenn er aus dem Bet-haus in den Alltag hinaustritt.

Hermann Cohen sprach einmal von dem Schwanken und der Ungewißheit, von welcher nun einmal jede Hoffnung begleitet sei. Hier jedoch ist eine Hoffnung, die Sicherheit ist. Wir Juden nennen uns „Die auf Gott harren“. Hier ist die Quelle jenes vielberufenen Optimismus der Juden. Aber man würde irren, wenn man, wie es geschehen ist, die Juden beschuldigen würde, daß ihr Optimismus der einer saten Bourgeoisie, einer „falschen und matten Gottesbürgerlichkeit“ sei. Wir hören heute in Israel sehr oft das Wort „Jihjeh tow“, „es wird gut sein“, und dieses Wort (haben es die jemenitischen Juden uns gebracht?) tröstet, stärkt, richtet auf; aber das ist kein billiger Optimismus, vielmehr ist er gewachsen aus der bittersten Erfahrung des Volkes als ein *Dennoch!!*, das dem Anschein der sogenannten Wirklichkeit entgegengeworfen wird.

Dieser Dennoch-Optimismus durchzieht unsere ganze Geschichte. Der Verfasser des zweiten Makkabäer-Buches (Kapitel 6) sieht in den *Leiden Israels* unseren *Vorzug* vor den Heiden. „Die Strafen widerfahren uns nicht zum Verderben, sondern für unsere Erziehung. Während nämlich der Herr bei den übrigen Völkern langmütig zuwartet und sie erst bestraft, nachdem sie das Maß ihrer Sünden vollgemacht haben, wollte er in anderer Weise mit uns verfahren, auf daß uns nicht, nachdem wir mit den Sünden schon zum Äußersten gekommen, zuletzt seine Rache treffe.“

Daß also Israel leidet, ist mit ein Teil dieses merkwürdigen „Optimismus“, dies bleibt durch die Jahrtausende die Deutung der Leiden Israels, wie sie etwa aufklingt im Briefe